

Kulturelle Vielfalt ist Trumpf in der Schule

Multikulturalität im Schulunterricht wird vielfach als Problem wahrgenommen. Dass aber Kinder selbst in sehr gemischten Klassen gleich gute Leistungen erbringen wie in homogenen Klassen, hat nun Tamara Carigiet in ihrer Dissertation über die Chancengerechtigkeit im Schweizer Bildungssystem nachgewiesen.

Von Maximiliano Wepfer

Im Kontext von Multikulti-Schulklassen ist häufig das Lamento zu hören, dass zu viele Ausländer in einer Klasse die Schulleistungen von Schweizer Kindern beeinträchtigen. Dieser Vorwurf ist für Tamara Carigiet von der Abteilung Pädagogische Psychologie des Instituts für Erziehungswissenschaft nicht haltbar: «Die kulturelle Zusammensetzung einer Schulklasse spielt keine Rolle für die Schulleistungen, weder für das allgemeine Niveau der Klasse, noch auf der individuellen Ebene jedes Schülers.» Carigiet interessiert sich für den Umgang mit der sprachlich-kulturellen Vielfalt im schweizerischen Bildungssystem und hat ihre Dissertation über den Zusammenhang zwischen den schulischen Leistungen und der heterogenen Zusammensetzung von Schulklassen verfasst. «Damit will ich einen Beitrag leisten, um die soziale Ungerechtigkeit zu reduzieren», erklärt die Erziehungswissenschaftlerin, die mittlerweile an der Pädagogischen Hochschule Bern tätig ist.

Multikulti-Klassen bieten dieselben Chancen

Für ihr Forschungsprojekt befragte Carigiet mit Hilfe von Leistungs- und Intelligenztests sowie Fragebögen 42 dritte Primarschulklassen aus dem ganzen deutschsprachigen Teil des Kantons Bern. Je nach Klasse war der Anteil der Kinder mit multikulturellem Hintergrund unterschiedlich hoch. Zu ihrer eigenen Überraschung hat Carigiet keinen kritischen Prozentsatz gefunden, ab welchem ein Anteil an Schülerinnen und Schülern mit Migrationshintergrund die Schulleistungen negativ beeinflussen würde. «Diesen so genannten Kipp-Effekt hätte ich eigentlich erwartet, er ist aber auch in

Klassen mit einem Ausländeranteil über 30 Prozent nicht eingetroffen», hält sie fest. Diejenigen Studien, die in der Vergangenheit einen Kipp-Effekt nachgewiesen hätten, seien im Gegensatz zu Carigiets Studie vorwiegend in Oberstufenklassen durchgeführt worden, präzisiert sie. Zudem hätten in diesen Fällen nicht etwa die Schweizer Kinder, sondern solche mit Migrationshintergrund die deutlich schlechteren Schulleistungen gezeigt. Dass die Klassenzusammensetzung keine Kinder benachteilige, sei ein sehr positives Ergebnis ihrer Studie, betont Carigiet: «Das bedeutet, dass jedes Kind in einer Primarschulklasse im Prinzip dieselben Chancen für den Schulerfolg erhält – egal wie hoch der Anteil an Kindern mit Migrationshintergrund in der Klasse ist.»

Seit den Pisa-Studien, welche Schulleistungen international vergleichen, ist jedoch bekannt, dass es Schweizer Schulen schwer fällt, das Potenzial der Kinder mit Migrationshintergrund voll auszuschöpfen und die Chancengerechtigkeit zu gewährleisten. Dies macht es für Carigiet nötig, den Begriff «Migrationshintergrund» differenziert zu betrachten. Die Merkmale ermittelte sie mit Hilfe von Fragebögen, die unter anderem Fragen zur Herkunft, zum Geburtsland, zur Sprachbenutzung oder zum Ausbildungsstand der Eltern beinhalteten. Anschliessend bildete sie drei Gruppen: Erstens Kinder, bei denen beide Elternteile im Inland geboren sind, beziehungsweise Kinder, die Deutsch als Erstsprache haben. Zweitens Kinder, bei denen mindestens ein Elternteil im Ausland geboren ist, beziehungsweise die angeben, Deutsch und eine weitere Sprache als erstes gelernt zu haben. Und drittens Kinder, bei denen beide Eltern-

teile im Ausland geboren sind, beziehungsweise die ausschliesslich eine nicht-deutsche Sprache als ihre Erstsprache bezeichnen. Letztere sind in Bezug auf die Schulleistungen im Fach Deutsch signifikant im Nachteil. Die ersten beiden Gruppen dagegen sind sich ebenbürtig: «Schülerinnen und Schüler aus binationalen Beziehungen sind sogar leicht besser als Schweizer», weiss Carigiet. Für gute Schulleistungen fällt ausserdem der Kulturraum weniger ins Gewicht als der Migrationszeitpunkt, obwohl Kinder mit Eltern aus dem Balkan und der Türkei tendenziell etwas schlechter sind. So sind Kinder italienischer, spanischer oder portugiesischer Herkunft schulisch genauso erfolgreich wie diejenigen aus der Schweiz. «Die Gründe für die schwächeren Schulleistungen gehen nicht auf die unterschiedlichen Kulturen zurück, sondern sind im Gelingen der sozialen Integration der einzelnen Migrantengruppen, beziehungsweise in der Aufenthaltsdauer in der Schweiz zu suchen», ist Carigiet überzeugt.

Der Migrationshintergrund oder die soziale Herkunft sind ohnehin nur einige von mehreren Kriterien, die für den Schulerfolg relevant sind. Wichtigere Rollen spielen das Geschlecht – Mädchen schneiden besser ab als Knaben, wenn auch der Unterschied laut Carigiet nicht so dramatisch ist wie gemeinhin angenommen wird – und allen voran die kognitiven Grundfähigkeiten. Diese erhob Carigiet mit Hilfe von standardisierten Tests, welche die allgemeine Intelligenz als die Fähigkeit definieren, komplexe Beziehungen in neuartigen Situationen erfassen und verarbeiten zu können. Die sprachliche Intelligenz hat Carigiet aus



Tamara Carigiet widerlegt in ihrer Doktorarbeit Klischees über Migrantenkinder.

diesen Tests ausgeklammert – bewusst. «Da gängige IQ-Tests rund zur Hälfte auf die Messung der sprachliche Intelligenz basieren, wollte ich die Kinder nicht benachteiligen, welche zu Hause eine andere Sprache als Deutsch reden», erklärt sie.

Migrantenkinder werden systematisch unterschätzt

Diese sprachlichen Fähigkeiten seien auch einer der Hauptfaktoren, welche die Erwartungen der Lehrkräfte gegenüber den Leistungen der Schülerinnen und Schülern beeinflussen, sagt Carigiet: «Die Vermutung liegt nahe, dass sich Lehrkräfte daran orientieren, wie ein Kind Deutsch spricht, wenn sie die Begabung ihrer Schülerinnen und Schüler beurteilen.» Diese Einschätzung erfolgte für die Leistungstests im Schulfach Deutsch, welche neben den sprachfreien IQ-Tests die Basis für die Untersuchung lieferten und die Kompetenzen der Schülerinnen und Schüler im Lesen, Hörverständnis und Grammatik lehrplannah massen.

Die Prognosen der Lehrkräfte über das Abschneiden, das sie den einzelnen Kindern im Test zutrauten, stellte Carigiet dem tatsächlichen Testergebnis gegenüber. Der Vergleich ergab eine gewisse Systematik: Schweizer Kinder werden eher überschätzt, binationale Kinder zutreffend oder eher leicht unterschätzt, während ausländische Kinder von den Lehrpersonen sehr deutlich unterschätzt werden. Zu tiefe Erwartungen in Hinblick auf den Schulerfolg oder allgemein die Begabung der Schülerinnen und Schüler kommunizieren die Lehrpersonen gemäss Carigiet teilweise unbewusst über das nonverbale Verhalten, aber auch mit der Wahl von anspruchsloseren Aufgaben und

Lernzielen. Eine Folge davon kann sein, dass den Kindern Lernchancen vorenthalten werden und sie sich in Zukunft deutlich weniger positiv entwickeln, als sie dies eigentlich könnten. Besonders brisant: Je jünger die Schüler sind, desto empfindlicher reagieren sie auf negative Erwartungen der Lehrpersonen – ein Teufelskreis. «Letztlich schöpfen sie ihr Potenzial nicht aus, weil sie nicht die Leistungen abrufen, die sie bringen könnten», bedauert Carigiet.

Mehrsprachigkeit ist kein Defizit, sondern eine Ressource

Die Leistungsspirale lässt sich aber auch umkehren: Schülerinnen und Schüler, welchen die Lehrkräfte viel zutrauen, entwickeln sich auch positiver. Mit diesem Phänomen – in der Fachsprache Pygmalion-Effekt genannt – setzen sich angehende Lehrpersonen bereits in der Ausbildung auseinander. Allein damit vorurteilsfreie Erwartungshaltungen der Lehrpersonen bewirken zu wollen, greift aber für Carigiet zu kurz. Sie plädiert stattdessen dafür, vermehrt die Diagnosekompetenzen der auszubildenden Lehrkräfte zu stärken: «Damit würden sie ihre Urteile weniger aus dem Bauch heraus fällen, sondern diese auf eine objektive, überprüfbare und zuverlässige Basis stellen.» Besonders bei Entscheidungen von grosser Tragweite, wie etwa bei Selektions- und Übertrittsentscheiden, wäre dies wünschenswert. Ausserdem kann sich Carigiet auch vorstellen, die ausserfamiliäre Betreuung von Kindern mit Migrationshintergrund auszubauen. So kämen diese möglichst früh mit anderen und auch mit deutschsprachigen Kindern in Kontakt, was sich positiv auf die Sprachentwicklung und

die gesamte soziale Entwicklung auswirken würde.

Ihre Aufgabe sieht Carigiet weniger darin, konkrete Massnahmen vorzuschlagen als Grundlagenwissen zu schaffen. Mit ihrer Studie konnte sie zum Beispiel in Bezug auf die Erwartungen von Lehrkräften in Zusammenhang mit der Herkunft der Kinder eine Lücke schliessen: Im deutschsprachigen Raum war das Thema bislang wenig erforscht. Sie wünscht sich, dass ihre Arbeit dazu beiträgt, die Chancengerechtigkeit zu verbessern. «Die Risikogruppen sind identifiziert», sagt Carigiet: «Es kann nicht angehen, dass diese Schülerinnen und Schüler nicht unterstützt werden – der Teufelskreis setzt schon früh ein.» In Bezug auf die Mehrsprachigkeit sei nicht nur die negative Defizitperspektive mit der Leitfrage «Wo sind die Schüler schlecht?» einzunehmen, mahnt sie: «Vielmehr sollten die Lehrkräfte erkennen, welch riesiges und positives Potenzial die Ressource Mehrsprachigkeit für das Schweizer Bildungssystem bietet.»

Kontakt: Dr. des Tamara Carigiet, wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Pädagogischen Hochschule Bern, bis 2010 Assistentin am Institut für Erziehungswissenschaft. Ihre Dissertation erscheint 2012 im Haupt Verlag.

Autor: Maximiliano Wepfer war bis vor kurzem Praktikant auf der Abteilung Kommunikation der Universität Bern, maximiliano.wepfer@gmx.ch